



Medienimpulse
ISSN 2307-3187
Jg. 60, Nr. 2, 2022
doi: 10.21243/mi-02-22-05
Lizenz: CC-BY-NC-ND-3.0-AT

Rezension: Das Recht auf Sex. Feminismus
im 21. Jahrhundert von Amia Srinivasan. Aus
dem Englischen von Anne Emmert und
Claudia Arlinghaus

Sonja Gassner

*Wie Sex und gesellschaftliche Machtstrukturen zusammenwirken, analysiert die Philosophin Amia Srinivasan in ihrer aufseherregenden Essaysammlung *Das Recht auf Sex*. Sonja Gassner rezensiert für die MEDIENIMPULSE die 2022 erschienene deutsche Ausgabe.*

*In her sensational collection of essays *The Right to Sex* the philosopher Amia Srinivasan analyzes how sex and social power structures interact. Sonja Gassner reviews the 2022 published German edition for MEDIENIMPULSE.*

Verlag: Klett-Cotta
Erscheinungsort: Stuttgart
Erscheinungsjahr: 2022
ISBN: 9783608982381



Was haben Politik und gesellschaftliche Machtstrukturen mit Sex und sexuellem Begehren zu tun? Der Philosophin und Oxford Professorin Amia Srinivasan zufolge so einiges. Wie sich Sex gestaltet, welche Körper als begehrenswert wahrgenommen werden und welche Körper im Gegensatz dazu als (relativ) „unfickbar“ gelten, lässt sich, so Srinivasan, nicht durch angeborene oder unveränderliche Vorlieben erklären. Vielmehr finden „über den scheinbar harmlosen Mechanismus ‚persönlicher Präferenz‘“ gesellschaftliche Hierarchien und Exklusionsmechanismen (wie Mi-

sogynie, Rassismus, Ableismus und Transphobie) Eingang in unser Sexualleben. Mit einer Dringlichkeit, die fesselt, zeigt Srinivasan in ihrem 2021 publizierten und 2022 ins Deutsche übersetzten Buch *Das Recht auf Sex. Feminismus im 21. Jahrhundert* nicht nur auf, inwieweit unser vermeintlich Privatestes politisch ist. Sie stellt auch die Frage, unter welchen Bedingungen eine andere, freiere Sexualität möglich werden könnte.

Dass eine politische Kritik sexuellen Begehrens „mit handfesten Risiken verbunden [ist]“, ist Srinivasan durchaus bewusst. Nicht zu Unrecht befürchten zeitgenössische Feministinnen und Feministen, dass durch solch eine Kritik ein autoritärer Moralismus oder, schlimmer noch, ein sexuelles Anspruchsdenken befeuert werden könnte, demnach sexuell marginalisierte Gruppen ein Anrecht auf Sex hätten. Im dritten Kapitel ihres Buches – einem Essay, der bereits 2018 unter dem Titel *Does Anyone Have the Right to Sex?* in der *London Review of Books* veröffentlicht wurde – macht Srinivasan den Fall von Elliot Rodger zum Ausgangspunkt ihrer Überlegungen. Rodger wurde 2014 zum wohl bekanntesten „Incel“ (*involuntary celibate*) der Welt, nachdem er sechs Menschen getötet und vierzehn weitere verletzt hatte. Das treibende Motiv seines Amoklaufs war ein tiefsitzender Hass auf Frauen, die ihm seiner Meinung nach Sex „vorenthielten“. Während in den digitalen *Incel*-Foren Frauen für die Morde Rodgers verantwortlich gemacht wurden – sie hätten ja nur mit ihm schlafen müssen –, reagierten feministische Kommentatorinnen und Kommentatoren, indem sie, in den Worten Srinivasans, „auf das an sich Offensicht-

liche verwiesen: Man habe von keiner Frau erwarten können, dass sie mit Rodger ins Bett geht; sein sexuelles Anspruchsdenken sei geradezu eine Fallstudie patriarchaler Ideologie [...] gewesen“. Srinivasan stimmt mit den feministischen Kommentatorinnen und Kommentatoren überein: „Es gibt kein Recht auf Sex (Wer das anders sieht, denkt tatsächlich wie ein Vergewaltiger)“ schreibt sie in der Coda ihres Essays. Trotzdem gilt es aus ihrer Sicht auf einen blinden Fleck in den feministischen Reaktionen hinzuweisen. Diese hätten die ideologische Prägung von sexuellem Begehren nicht ernst genug genommen. Schließlich sei eklatant, dass Rodger, der (selbst asiatischer Abstammung) einer patriarchalen und rassistischen Norm heteromaskuliner Attraktivität keineswegs entsprach, ausschließlich weiße, nach konventionellen Maßstäben „heiße“ Blondinen begehrte. *Incel*s wie Rodger streben, wie Srinivasan schließt „nicht nach Liebe oder sexueller Intimität, sondern nach dem Status, der damit verbunden ist, wenn ein Mann bei scharfen weißen Frauen landen kann“.

Die Prämisse, dass sexuelle Vorlieben gesellschaftliche Hierarchien reflektieren, liegt auch den vier weiteren Kapiteln des Buches zugrunde. In „Die Verschwörung gegen Männer“, „Gespräche mit Studierenden über Pornografie“, „Warum man nicht mit seinen Studierenden schlafen sollte“ und „Sex, Karzeralismus, Kapitalismus“ diskutiert Srinivasan Kernthemen des Feminismus. Neben Theoretikerinnen des *Black Feminism* (wie bell hooks oder Angela Davis) bezieht sich Srinivasan dabei auch auf für lange Zeit *ad acta* gelegte Arbeiten von *Second Wave* Feministinnen – insbeson-

dere auf jene Andrea Dworkins und Catherine MacKinnons. Srinivasan geht es aber nicht darum, diese Positionen auf unkritische Weise zu rehabilitieren. (Dworkin und MacKinnon sind heute vor allem für ihre problematischen Allianzen mit der politischen Rechten in den sogenannten „Porn Wars“ bekannt.) Ganz im Gegenteil besteht eine der wohl klarsten Ansagen des Buches darin, dass sich Feministinnen und Feministen – anders als dies Dworkin und MacKinnon in den 1980er-Jahren taten – bei der Durchsetzung ihrer Ziele keinesfalls auf den Karzeralstaat (d. h. auf „Polizei, Gerichte [und] Gefängnisse“) verlassen sollten. Denn egal ob es um den Umgang mit dehumanisierender Pornografie, Sexarbeit oder sexualisierter Gewalt im Allgemeinen geht, der Staat, so argumentiert Srinivasan im letzten Buchkapitel, interveniert vor allem zugunsten der sozial und ökonomisch Privilegierten. Und vernachlässigt oder bestraft umgekehrt diejenigen – Sexarbeiterinnen und Sexarbeiter, arme, rassifizierte und queere Personen –, denen durch Einwanderungsgesetze, Kriminalisierung und Gefängnis noch mehr (genderspezifische) Gewalt droht. „Ist die karzerale Maschinerie erst einmal in Gang gesetzt,“ so Srinivasan, „gibt es kein Mitspracherecht mehr, wen sie trifft.“

Die Kritik am Karzeralstaat sowie eine sich daraus notwendig ergebende intersektionale Ausrichtung des Feminismus voraussetzend, möchte Srinivasan zentrale Einsichten Dworkins und McKinnons jedoch nicht aufgeben. Sie macht den starken Punkt, dass sich der zeitgenössische Sex-positive Feminismus zu einseitig auf die Frage des *consents* beschränke. Dadurch verliere er, so Sriniva-

vasan in Anschluss an McKinnon, nicht nur aus den Augen, „dass Sexualität, wie wir sie kennen, vom Patriarchat zu dem gemacht werde, was sie sei: geprägt von männlicher Dominanz und weiblicher Unterwerfung“. Eine Auffassung, nach der „Sex nicht mehr moralisch problematisch oder unproblematisch, sondern lediglich gewollt oder ungewollt“ sei, setze die „Normen der Sexualität“ darüber hinaus auch mit „den Normen eines freien kapitalistischen Handels“ gleich. Das Problem dabei ist nicht so sehr, dass der Markt Gewinnerinnen und Gewinner und Verliererinnen und Verlierer produziert (wie *Incel*s dies einklagen würden), sondern, dass er immer schon auf ungleichen Voraussetzungen beruht. Wer seine Arbeitskraft – seinen Sex – verkaufen muss (vorwiegend Frauen) und wer sie kaufen kann (vorwiegend Männer), ist, so Srinivasan, keine Frage des freien Wettbewerbs, sondern eine Frage von materiellen Zwängen, genderspezifischer Erziehung und impliziten Drohungen. Damit der Feminismus auch denjenigen nützt, die ihn am dringendsten brauchen, bedarf es folglich nicht nur einer Umverteilung materieller Güter, sondern auch einer politischen Kritik sexuellen Begehrens. Schließlich eröffnet die Einsicht, dass Sex nicht entlang von Geschlechterlinien biologisch determiniert ist, auch die Möglichkeit diesen anders zu gestalten, sofern wir dies wollen.

Srinivasans Appell für eine freiere Sexualität ist verlockend, wirft aber auch einige Fragen auf. Zwar verortet die Philosophin die Verantwortung dafür, wie sexuelles Begehren hergestellt wird, nicht vordergründig beim Individuum und präsentiert sich durch-

wegs kritisch gegenüber liberalen Politiken. Dennoch bleibt der kulturelle Wandel, den Srinivasan herbeisehnt, letztlich eng an die Möglichkeit individueller Selbsttransformation gebunden. Wie Maggie Doherty in einer Rezension zur Originalausgabe anmerkt, scheint Srinivasan vor allem auf eine Art negatives Vermögen (*negative capability*) zu setzen, sich gegen politische Zwänge zu wehren. Dass Srinivasan weder erklärt, wie solch eine widerständige Transformationen denkbar wäre, noch wie kollektive Formen der Bewusstseinsänderung aussehen könnten (auch Srinivasans Überlegungen zu Bildung und Erziehung bieten hier keine wesentlichen Anhaltspunkte), mag vor allem dem philosophisch-analytischen Rahmen ihrer Arbeit geschuldet sein. Obgleich die große Stärke Srinivasans unbezweifelbar darin liegt, aufzuzeigen, wie politische Machtstrukturen Sex und sexuelles Begehren prägen und welche Rolle *gender*, *race* und *class* dabei spielen, bleibt sie stark in einem repressiven Machtmodell verhaftet. An dieser Stelle könnte sich ein genauere Blick auf die Theorie queerer und widerständiger Sexualitäten lohnen, die Srinivasan zwar immer wieder ins Feld führt, mit Ausnahme des politischen Lesbentums der 60er-, 70er- und 80er- Jahre jedoch nicht eigens diskutiert.

Nichtsdestotrotz: Mit ihrem Buch *Das Recht auf Sex* gelingt Srinivasan ein bemerkenswertes Debüt, das einen wichtigen Beitrag zur zeitgenössischen politischen Theorie liefert.